

(Nachdruck verboten.)

81)

Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

Mine, in ihrer Herzensangst lief in den Reschke'schen Keller; mit einem etwas erheiterten Gesicht verließ sie ihn wieder. Die Reschke traf doch immer das Richtige. Nicht nur, daß sie eine Stelle wußte — ein paar Häuser weiter herauf, das junge Ehepaar, bei dem früher die schöne Auguste gedient, suchte ein Mädchen — nein, sie schimpfte auch ordentlich auf die „hungerleidischen Hauptmanns“ mit ihre vier Treppens, so daß es Mine wieder leichter ums Herz wurde.

Sie legte ihre Sache vertrauensvoll in Frau Reschke's Hände, und als der nächste Ziehtag herangekommen war, zog Mine bei Dankbuchhalter Vief auf. — Heitere junge Leute, lauter neue Sachen, eine blitzblanke Küche mit unzähligen Töpfchen, blauen Wandern und Küchenspizen. Und nur zwei Treppen!

Da hatte Mine es einmal gut getroffen. Den ersten Abend, als sie in der niedlichen Küche am Spültisch stand und das Geschirr von dem reichlichen Abendbrot abwusch — hier wurde nicht geknauert, das merkte sie schon — kam die junge Frau zu ihr heraus. Sie war im Negligé, einem hübschen hellblauen Morgenrock mit vielen Spizen, der ihrem runden Kindergesicht reizend stand.

„Minna,“ sagte sie, „wir werden Sie „Anna“ rufen; ich heiße nämlich Else, aber mein Mann nennt mich „Minnie“ und das ist denn doch zu ähnlich mit Ihnen! Also „Anna!“ Sie lachte fröhlich und sah Mine mit ihren hübschen Augen freundlich an. „Ja, glaube, wir werden sehr gut zusammen auskommen, zu tun haben Sie ja auch nicht zu viel. Ich gehe jeden Tag zur bestimmten Stunde aus und hole meinen Mann ab, dann muß das Essen natürlich fertig sein. Nach Tisch schlafe ich ein bißchen, dann können sie ungestört das Abwaschen besorgen, und abends hole ich wieder meinen Mann ab. Sonntags gehen wir immer zu meinen Eltern, da brauchen Sie garnicht zu kochen, und Mama hilft mir überhaupt viel und“ — sie stockte, denn von drinnen rief die Stimme des Gatten: „Minnie, Minnie!“

Da kam er schon. „Aber Minnie,“ sagte er vorwurfsvoll, „wie lange stehst Du nun schon hier! Du sollst doch nicht so lange stehen!“ Besorgt legte er den Arm um ihre Taille. „Komm rein, leg Dich wieder aufs Sofa!“

„Ja, ja!“ Sie schmiegte sich zärtlich an ihn. „Und Du sitzt bei mir und liest mir vor.“ Sie nickte dem Mädchen lächelnd zu: „Also „Anna!““

„Wieso „Anna“? Ich denke, sie heißt „Mine!““

Die junge Frau lachte hell. „Aber Männe, das geht doch nicht! Wenn Du nun „Minnie“ ruffst — und das tuft Du doch recht oft — und sie versteht „Mine“ — hahahaha!“ Sie lachte ausgelassen. „Das wäre 'ne nette Verwechslung! Hahaha!“

Er fand das auch urkomisch und lachte kräftig mit. Die Arme um einandergeschlungen, gingen sie ins Zimmer zurück; noch lange könnte ihr heiter zärtliches Gelächter bis in die Küche.

Warum war Mine nur so traurig?! Hier würde sie es ja so gut haben. Sie hielt mit Spülen inne, ließ die nassen Hände an der blauen Schürze herunterhängen und stierte vor sich hin. Träne auf Träne kollerte über ihre Wangen — nicht einmal ihren Namen sollte sie behalten!

Am anderen Morgen — die junge Frau war noch nicht aufgestanden — kam der junge Ehemann in die Küche.

„Anna,“ sagte er, „ich muß nun fortgehen. Die Reschke hat mir gesagt, was Sie für ein ordentliches Mädchen sind. Nun sorgen Sie mir auch recht gut für meine Frau, es soll Ihr Schade nicht sein! Wenn sie aufsteht, bekommt sie ihren Tee, und da sie so früh nicht viel essen mag, muß sie um elf zwei weiche Eier haben, und um zwölf, ehe sie mich abholt, ein paar Kakes und ein Glas von dem Ungarwein, der auf dem Büfett steht. Wenn Sie gerade gute Brühre haben, können Sie ihr auch zwischendurch eine Tasse Bouillon bringen. Und lassen Sie sie um Gottes willen nicht auf einen Stuhl steigen oder was heben — füttern Sie lieber den Vogel, der hängt so

hoch! Sie sind ja eine verständige Person, passen Sie gut auf!“

Und damit ging er, nicht ohne vorher noch einmal an die Schlafstubentür zu schleichen und zu horchen, ob sie auch noch schlief. —

Es war eine gute Zeit, die Mine bei guten Menschen brachte. Niemand sagte ihr ein böses Wort, Herr Vief klopfte sie auf die Schulter, und die junge Frau dankte ihr für alles mit einem zärtlichen Nächeln. Die Mutter der Frau Vief, eine stattliche, wohlbehäbige Dame, die jetzt fast täglich kam, um während der Abwesenheit des Gatten nach der Tochter zu sehen, beschenkte das Mädchen mit einer Bluse, mit Schürzen und ab und zu mit einer Mark. Es fehlte Mine an nichts, und doch schrieb sie nicht nach Hause, wie gut es ihr ging — sie schrieb gar nicht. Und doch lehnte sie oft am Kochherd und rührte wie geistesabwesend in den Töpfen — immer herum, immer herum — und merkte nicht, daß sie überkochten und der Schaum zischend auf der Herdplatte zerfloß.

Sie war zerstreut, oft fehlte ihr mitten in der Rede das Wort; dann stand sie und sah ihre junge Herrin an mit so glanzlosen, erloschenen Augen, wie ein armes Tier, das klagen möchte und doch nicht sprechen kann.

Der März kam und die osterliche Zeit. Schon wehten warme Lüfte, die Erde taute auf; die Petrusfiliawurzeln, die Mine in einem Kistchen vorm Küchenfenster pflegte, schlugen ganz grün aus. Eine scharfe Sonne lugte in alle Winkel und zeigte jedes Stäubchen.

Die junge Frau Vief ließ sich nicht daran hindern, eine gründliche Frühjahrereinigung der ganzen Wohnung vorzunehmen. Kein Gegenstand durfte auf dem Plaze bleiben, die Möbel wurden gerückt, die Wände abgestaubt, die Betten geklopft, die Parkettböden im Salon und Wohnzimmer abgeseuert und dann mit neuer Bohnermasse eingerieben.

Es war im Salon. Die Gardinen waren abgenommen, die Fenster standen weit offen, der zartblaue Himmel des Vorfrühlings sah hinein. Jauchzende Kinderstimmen tönten von der Straße, auf dem Fensterbrett hüpfeten zwitschernde, sich jagende Sperlinge. Heitere Gelle, überall neugierig tastende Strahlchen.

Mine schob die schwere Bohnerbürste vor sich her; die Brust wogte ihr unter hastigen Atemzügen. Zimmer wieder hielt sie inne, schnappte nach Luft und wischte sich den Schweiß ab, der ihr auf der Stirn perlte.

Frau Vief stand auf einer Fußbank und polierte selber das Glas der Pendüle auf dem Kaminsims; da trockte sie sogar dem Verbot ihres Mannes, da ließ sie keinen anderen heran. Es war ihr liebstes Hochzeitsgeschenk; stand doch mit goldenen Buchstaben über dem Werk: „Die Uhr schlägt zweien Glücklichen.“

Blötzlich wankte sie von der Fußbank herab, sank mit einem Seufzer auf den nächsten Stuhl und schloß die Augen.

Nach Mine hatte die Augen halb geschlossen; sie war sehr blaß, die Lippen preßte sie fest aufeinander, um ein Stöhnen zu unterdrücken. Aber ihre Hände ließen die Bürste nicht fahren, gleichmäßig, wie von einer Maschine getrieben, glitt das eiserne Gewicht hin und her.

„Wein — Anna — hören Sie nicht?“ seufzte die junge Frau. „Anna — Wein!“

Polternd fiel die Bürste zu Boden. Mine stürzte ins Wohnzimmer nach dem Büfett, die Dielen trachten unter ihrem schwerfällig-unbehilflichen Lauf. Der Pfropfen saß tief in der Blase; sie hatte gar keine Kraft mehr in den Armen, so sehr sie sich auch anstrengte. Sie mußte die Zähne zu Hilfe nehmen.

Selbst blaß wie der Tod, hielt sie der Herrin das Glas an die Lippen. Diese trank, schon nach dem ersten Schluck färbte sich ihr junges Gesichtchen wieder rosig. „Ah —! Danke, nun ist's schon wieder gut! Sagen Sie nur Mama nichts, und ja meinem Mann nicht, daß ich die Uhr poliert habe, die wären außer sich. Es wird mir doch nichts schaden?! Machen Sie nur Ihre Arbeit weiter. Ein bißchen rasch, damit alles fertig ist, wenn er nach Hause kommt.“

Mine blühte sich und griff nach dem Bürstenstiel; schon setzte sie wieder an, da ließ sie jäh die Bürste fallen, torckelte und faßte mit beiden Händen nach ihrer Taille, als fühlte sie da einen unsäglich schmerz.

„Ich kann nicht mehr!“ Ihre schneebleichen Lippen zuckten wie von verhaltenem Weinen.

Die junge Frau hob den Kopf. Ein paar Augenblicke starrten sich die beiden Frauen stumm an. Durch das überhängende Fenster flutete jetzt vollstes Sonnenlicht mit unbarmherziger Klarheit — da gab's nichts mehr zu verbergen.

„Was fehlt Ihnen?“ stotterte die junge Frau.

Keine Antwort. Mit einem Nschzen, das sie unter einem Hüfteln zu verstecken suchte, kauerte sich Mine nieder und tastete wie blind auf dem Boden herum. Sie konnte nicht aufstehen, sie lag wie niedergeschmettert, wie ein Tier auf allen Vieren.

„Sind Sie krank?“

Keine Antwort.

„So antworten Sie doch!“

Kein Wort, nur ein Wimmern.

„Aber — Anna —!“ Das weiche Kindergesicht der jungen Frau war plötzlich wie zu Stein erstarrt. Ihren blauen Morgenrock an sich rassend, damit er den Schmutz nicht streife, verließ sie das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried Schadow.

Dem feudalen Zeitalter des Rokoko wurde durch die große französische Revolution ein Ende gemacht. Eine Art von bürgerlicher Kultur löste die aristokratische ab, die während des 18. Jahrhunderts namentlich in Frankreich zur höchsten Blüte gebracht und zugleich dem sicheren Verfall entgegengeführt war. Die fundamentalen Umwälzungen, die in den wirtschaftlichen Verhältnissen, in den politischen, religiösen und gesellschaftlichen Anschauungen Platz griffen, wirkten natürlich auch auf die Kunst einwirkten. Der bedachte, bis zum Uebermaß verfeinerte und verflüchtete Rokoko, dessen Meister als die treuesten Vertreter aller feudalen und revolutionsfeindlichen Instinkte erschienen, konnte der ersten Würde des Zeitalters nicht mehr genügen. Man suchte nach neuen künstlerischen Ausdrucksformen und fand oder vielmehr glaubte diese zu finden in der römischen Antike. Dem alten Römertum entnahmen sowohl die bürgerlichen Helden als auch die Künstler der Revolutionszeit ihre Vorbilder, und Napoleon benutzte dann die in theatralischen Pomp umgewandelten Formen des antikisierenden Klassizismus, um seinen Kaiserthron damit zu decorieren. Der „Empirestil“ (d. h. der Stil des napoleonischen Kaiserreiches) entstand und breitete sich als „Klassizismus“ von Frankreich über den europäischen Kontinent aus. In Deutschland hatte die Wissenschaft diesen neuen Kunstanschauungen bereits vorgearbeitet. Durch den Archäologen Winckelmann war das Wespenst der Antike mitten in die lebendige Entwicklung der bildenden Künste hineinverpflanzt worden, und die ersten Geister Deutschlands vor allem Goethe, waren der neuen Modeströmung zum Opfer gefallen. Die „Klassische“ Antike galt als die höchste Lehrmeisterin der Künstler und wer es wagte, allezu der Natur und den Eingebungen des eigenen Genies zu folgen, wurde als „Naturalist“ und „Manierist“ verworfen. Im Jahre 1801 veröffentlichte Goethe in der Zeitschrift „Propyläen“ einen Artikel, der in diesem Sinne eine „flüchtige Uebersicht“ über den damaligen Stand der bildenden Künste in Deutschland gab und namentlich an den Berliner Künstlern als den Hauptvertretern des Naturalismus scharfe Kritik übte. Auf diese Angriffe antwortete der Berliner Bildhauer Gottfried Schadow in einem Artikel, der den „charakteristischen Kunstsin“ im Gegensatz zu dem nach formaler Schönheit strebenden Klassizismus verteidigte. Nicht durch die Nachahmung der Antike — das war die Quintessenz seiner theoretischen Ausführungen — sondern allein durch treue Nachahmung der Natur lasse sich etwas Wertvolles und Eigentümliches schaffen. „Homeride sein wollen, wenn man Goethe ist! Hätte ich doch die Macht, diese unzerstörliche Wesenheit zu verbieten!“ Schadow war damals 88 Jahre alt. Auch er hatte seine künstlerischen Studien, wie es üblich war, in Rom betrieben, aber seine gesunden Instinkte bewahrten ihn davor, sich der klassizistischen Mode mit Haut und Haaren zu verschreiben. Er wurzelte als Künstler zum Teil noch im Rokokozeitalter, ging im wesentlichen aber seine eigenen Pfade. Ein starkes Quantum rücksichtsloser Derbheit stellte seine Kunst in scharfen Gegensatz zu der tändelnden Grazie und spielerischen Phantastik der Rokokozeit, und eine nüchterne und unbestechliche Beobachtungsgabe lenkte ihn, trotz gelegentlicher Abirrungen, immer wieder auf das ehrlche Studium der Natur zurück. Gottfried Schadow war sicherlich kein überragendes Genie, aber er war eine eigenartige, rüdgatstarke Persönlichkeit und ein sehr gewandter und solider Techniker, der sich noch im Besitze der damals schon vielfach mißachteten Ausdrucksmittel der alten künstlerischen Tradition befand.

Obwohl Schadow es während seines langen Lebens (er starb erst 1850 als Sechszundachtzigjähriger) zu mancherlei äußeren Ehren und offiziellen Würden gebracht hat und obwohl er fast 45 Jahre lang die Berliner Akademie als Rektor und Direktor leitete, so wurde doch seinem Schaffen die Anerkennung der

Zeitgenossen und namentlich der zeitgenössischen Künstler nicht im verdienten Maße zuteil. Seine Kunstanschauungen, die uns heute in gewissem Sinne „modern“ anmuten, erschienen dem damals herrschenden Klassizismus als längst überwindene Verirrungen. Der an die Antike sich eng anlehrende „Idealist“ Christian Daniel Rauch war der rechte Mann der Zeit, dem die großen bildhauerischen Aufträge zufließen. Der alte Schadow wurde vergessen und nur Schuljungen lernten in der patriotischen Geschichte, daß die von Napoleon entführte und in den sogenannten Freiheitskriegen wieder zurückeroberte Viktoria auf dem Brandenburger Tor sein Werk sei.

Eine von der Akademie der Künste veranstaltete Ausstellung gibt jetzt Gelegenheit, das gesamte Schaffen des eigenartigen Mannes wenigstens in seinen charakteristischen Grundzügen kennen zu lernen. Etwa 100 plastische Arbeiten und zahlreiche Zeichnungen sind vereinigt, darunter manches Bekannte, in der Mehrzahl aber Sachen, die sich im Privatbesitz befinden und daher der Öffentlichkeit bisher nicht zugänglich waren. Wie auch sonst oft in solchen retrospektiven Ausstellungen, sehen wir auch hier mit Erstaunen, daß die berühmten Werke, denen der Künstler seinen Namen verdankt, weder zum Besten noch zum Charakteristischsten gehören, was er geschaffen hat. Es sind das gerade die Arbeiten, in denen Schadow dem Geschmack seiner Zeitgenossen Konzessionen machte und darauf verzichtete, lediglih der Stimme des eigenen künstlerischen Gewissens zu folgen. Zu dieser Gruppe schwächlicher Kompromißwerke gehören die Reliefbilder römischer Fahnenräger aus einem Saal des Berliner Schlosses, die allegorischen Statuen („Die Hoffnung“ u. a.), ein Teil der Denkmäler („Blüher“ in Kostock) und meines Erachtens auch das vielgepriesene Grabmal des jugendlichen Grafen von der Mark (Dorotheenstädtische Kirche in Berlin). Das letztgenannte pflegt noch heute als Schadows Meisterwerk zu gelten. Man läßt sich durch die zweifellos virtuose und sehr effektvolle Hauptfigur des schlafenden Knaben bestechen und empfindet nicht, wie wenig „monumental“, wie kleinlich, rührselig, fade und genrehaft das Ganze in Auffassung und Ausführung ist. Die drei Varzen im oberen Halbrund könnte ein Eberlein nicht süßlicher gemacht haben. Schadow lehnte sich in dieser wie in einzelnen anderen Arbeiten an die Antike an; er brachte gegen seine Ueberzeugung dem herrschenden Klassizismus ein Opfer. Man hat den Eindruck, als wollte er den Begnern zeigen, daß er auch nach der Mode arbeiten könne. Aber er täuschte sich; er konnte es nicht. Die Vergewaltigung seiner angeborenen und durch klare theoretische Erwägungen gefestigten Künstlernatur mißlang ihm stets, so oft er sie auch versuchte. Der antikisierende Stil widerstrebt ihm durchaus. Sobald er im Sinne der klassischen Vorbilder zu stilisieren anfängt, wird er von allen guten Geistern verlassen. Man erkennt das am deutlichsten in seinen Denkmälern, wo die Hauptfigur in der Regel eine eigenartige, ruhige und kraftvolle Porträtstatue ist, während auf den Sockelreliefs die ungeheuerlichsten Mißgebilde antiken Stils ihre Orgien feiern.

Aber alle gelegentlichen Verirrungen und Entgleisungen des Künstlers vergißt man, sobald man sich in die intimen Schönheiten seiner Porträtbüsten vertieft, von denen die Ausstellung einige dreißig enthält. Diese äußerlich unscheinbaren, redlichen und sauberen Arbeiten wirken zunächst wie Abgüsse nach dem lebenden Modell. Alle zufälligen Details, jedes Fälschen und jede Warze sind sorgfältig wiedergegeben. Man ist von der peinlichen und unbestechlichen Wahrheitsliebe des Künstlers von vornherein unbedingt überzeugt und glaubt ihm, ohne eidliche Befragung, daß er nichts verschwiegen und nichts hinzugefügt hat. Und doch fehlen den Werken alle eigentlich realistischen Mäßen, und doch sind sie nichts weniger als bloße exakte Momentaufnahmen. Bei näherem Zusehen erkennt man, daß diese Köpfe keineswegs slavisch der Natur nachgeformt wurden. Obwohl der Künstler den vollkommenen Eindruck des frischesten Lebens zu wahren wußte, hat er sich doch nicht ängstlich an das Modell geklammert. Er hat vielmehr ziemlich stark „idealisiert“, aber freilich auf andere Art, als die damaligen Klassizisten es zu tun pflegten. Er gestaltet, wie alle großen Porträtisten, die äußere Erscheinung des Individuums zum charakteristischen Spiegelbilde des Innern. Er prüft die Bildnismodelle auf Herz und Nieren und schreibt ihnen seinen Befund ins Antlitz. Er zeichnet rücksichtslos und unerbittlich alles auf, was er gesehen hat. Aber freilich: er sieht nicht alles. Aus seiner Goethebegeisterung spricht fast nur die feierlich steife Erzelenz, und sein Wieland könnte irgend ein lebenslustiger alter Abbé sein. Den ganz Großen wird Schadows Bildniskunst nicht gerecht — darüber dürfen wir uns nicht täuschen. Im so wunderbarer oder ist in der Wiedergabe der hausbadenen Alltäglichkeit, mag es sich um die breite Spießerfrage des großschlächtigen Friedrich Nicolai handeln oder um den suffizanten Aristokratentopf der spinnägen Charlotte v. Hochberg, um den ausgemergelten Rappeschild des Salomon Veit oder um die fette Behäbigkeit der königlich preussischen Hofhure Gräfin von Liechtenau. Was Schadow auf diesem Gebiete schafft, sind durchweg Meisterwerke allerersten Ranges. Mit einem gewissen grimmgigen Humor scheint er sich in die Psychologie des Berliner Philistertums vertieft zu haben, und mit unverkennbarer Schadenfreude bereivigt er ihre charakteristischen Dokumente. Zwar gibt er seiner Neigung zum Karikieren immer nur in sehr diskreter Weise nach, aber sie verläßt ihn niemals ganz. Namentlich die Form und den Ausdruck des Mundes benutzt er als Mittel scharf-

ster und geistreichster Charakteristik. In ihnen gibt er gewissermaßen die Quintessenz der ganzen Physiognomie. Unererschöpflich ist er hier in der Entdeckung und feinhumoristischen Ausgestaltung neuer intimer Nuancen. Man muß schon zu den Porträtbüsten der italienischen Frührenaissance zurückgehen, um ähnliche Wunderwerke in ertüchtigtster Lebensfrische und vollendeter technischer Meisterschaft zu finden.

Das alte Berliner Witzwort „Schadow's Ruhm ist in Rauch aufgegangen“ gilt für die Gegenwart nicht mehr. Man hat heute längst erkannt, wie hoch der einst mißachtete schlichte Naturalist über dem klassizistischen Pathetiker steht, und die Wahrheit des Satzes, den Schadow in der oben erwähnten Polemik Goethe entgegenhielt: „Durch den charakteristischen Sinn, nicht durch das Streben nach formaler Schönheit ist die deutsche Kunst groß geworden,“ dürfte heute von keinem Einsichtigen mehr bestritten werden. Das Geistes der Antike hat unsere Kunst auf ihrem naturgemäßen Entwicklungswege irregeführt, und die deutsche Plastik stände heute auf einem anderen Niveau, wenn die klassizistische Strömung die gesunde Tradition nicht für Jahrzehnte unterbrochen hätte. An die Art und Weise des alten Gottfried Schadow mußten die modernen künstlerischen Verjüngungsbestrebungen unserer Tage wieder anknüpfen.

John Schifowski.

Waldverwüstung und ihre Folgen.

Die Anstrengungen aller Kulturstaaten, die ländliche und städtische Bevölkerung vor den Folgen der sinnlosen Entwaldung zu schützen, haben in den letzten Jahrzehnten die Wissenschaft vom Walde in einem weit höheren Grade gefördert, als es in der Forstkunde der Fall war. Das Studium der Bedeutung des Waldes nicht nur als „Holzlieferant“, sondern als Unwetterchutz, als Luftreiniger, als Urbarmacher des Landes und Verbesserer des Klimas hat sich zu einem besonderen Zweig der Botanik ausgewachsen. Einer der Eifrigsten in dieser Richtung, M. S. Francé, hat es unternommen, in einem Werk „Aus dem Leben des Waldes“ die Tragödie zu schildern, die ganze Landstriche Europas betrafen, nachdem Menschenhände in den Baumreichümern habgierig gewütet und gemordet. Diese Schladtenberichte aus dem Leben des Waldes erinnern an das alte Wort „aus deinen Gebeinen wird ein Rächer erstehen“. Noch heute leidet Frankreich darunter, daß es vor und während der großen Revolution seine Wälder niederschlug, um Gold aus Holz zu machen. Drei Millionen Sektar Wald ließ damals (vor mehr als 100 Jahren) eine wahrwütige Spekulationschar fallen und noch heute muß infolgedessen Frankreich für mehr als 100 Millionen Franken Holz im Auslande kaufen, nachdem es allein doppelt so viel ausgegeben hat, um nur im französischen Teil der Alpen, wo die Folgen der Entwaldung am verheerendsten auftraten, durch Aufforstung des ärgsten dieses nationalen Waldfrevels wieder gut zu machen.

Auf die Erde wider die Natur ist Todesstrafe gesetzt. Die Landschaft erstarrt, wo man sie ihres schönsten Schmuckes freventlich beraubt. Der Süden Europas ist ein warnendes Beispiel für jene, die nicht daran glauben wollen, daß die Natur strafen kann. In den südlichen Alpen begann dieses Sühngericht erst vor wenigen Jahrhunderten; die leblosen Einöden Syriens und der griechischen Berge beweisen, daß oft Jahrtausende nicht mehr gut machen können, was ein Geschlecht gesündigt hat.

Die Erfahrungen an den entwaldeten Abhängen der provenzanischen Berge haben erst in den letzten Jahrzehnten das Schulbeispiel geliefert, wie sich Entwaldung der Gebirge rächt. So verstehen wir, warum in Südtirol, in der Schweiz, auf dem Apennin Gegenden von einst sprühdürlicher Leppigkeit feine Wälder geworden sind. Der französische Bericht über den Zustand der Alpen der Provence, die man durch systematische Entwaldung zugrunde gerichtet hat, gibt mit trocknen einfachen Worten ein erschütternd anschauliches Bild davon. Er sagt: Man kann sich in unseren gemäßigten Gegenden gar keinen Begriff von diesen brennenden Bergschluchten machen, wo es nicht einmal einen Busch gibt, um einen Vogel zu schützen, wo der Reisende nur da und dort einen ausgetrockneten Lavendelstengel findet, wo alle Quellen versiegt sind, wo ein düsteres, kaum vom Gebrumm der Insekten unterbrochenes Schweigen herrscht. Aber da bricht plötzlich in der Schwüle ein Gewitter los. Und dann wälzen sich in einem Nu in diesen gehobenen Becken von der Höhe der Berge Wassermassen herab, die verwehen, ohne zu befruchten, die überschwemmen, ohne zu erfrischen, und die den Boden durch ihre rasch vorübergehende Erscheinung noch öder machen, als er durch ihr Ausbleiben war. Der Mensch zieht sich notgedrungen aus diesen schauerlichen Einöden zurück, und die Ortschaften werden verlassen.

So entstehen die berüchtigten Torrenten, die Wildbäche der Alpen, durch die jeder mehrtägige Sommerregen die Flüsse austreten und weit unten lachende Alpentäler mit Schlutt verheeren läßt, die unschuldig sind daran, daß Eigenmut und Unverständnis im Hochtal und Quellgebiet den Wald zerstört haben.

Die Zahlen der Statistik reden eine uns bestürzt machende Sprache. Frankreich hat 3000 solcher Wildbäche, Tirol südlich vom Brenner 522, das Rostertal allein 171. Und jeder Wildbach ist eine Quelle von vielem Unglück und steter Armut. Er ist jederzeit bereit, als „Mure“ den Boden mitzureißen, als wandernder Berg von Gesteinen, schlammiger Erde und Felsstrümmern in die Täler zu

stürmen. Dann wehe den Dörfern, über die sich eine Mur ergießt! Die Häuser werden eingedrückt, der Wald wird weggeegat, seine mächtigen Stämme knien um wie Bündholz, und viele Jahre danach bleicht noch ein Felsenkar, unfruchtbar und wüst über einst reichen Feldern und lauschigem Wald.

Wo sich diese Tragödie oft wiederholt, dort wird das Schweigen der Verlassenheit dann heimisch. So künftens und mühen die ganzen Alpen verarmen; verkarsten, mühe auch der reiche Kranz der deutschen Mittelgebirge, wenn die Liebe zu unsereren Wald so tief sinken würde, wie sie im Herzen der habgierigen venetianischen Krämer erkoch, die für die Pfahlkoste ihrer Stadt und ihre Schiffe den Eichenwald niederschlugen, der einst auch das Karstgebirge der Meeresufer übergrünte, und den dann der slawische Hirte mit seinem Weidevieh nicht mehr aufkommen ließ, als es noch Zeit war. Heute ist es vielleicht zu spät. Oesterreich hat sechzig Millionen Bäume pflanzen lassen im istrianischen Karst — und noch immer ist der Tschijschenboden grauliche Wüdnis.

Heute ist es zu spät für das verarmte Hellas, für das verarmte Syrien und die verödeten Ionischen Inseln. Albanien, das „weiße Land“, war im Altertum ein schwerer Wald. Solange Wald die Vobenfrume auf den griechischen und kleinasiatischen Gebirgen festhielt, grünte dort das Paradies von Europa. Das mußte der naive Naturglaube wohl; nicht umsonst sagte man im alten Syrien: der Tau des Hermon befruchtet die Landschaft. Aber in großen Drama der Antike blieb Hellas nicht frei von Schuld. Kriegsläufe, Unverstand, Habsucht, Abkehr von der Natur, das Eindringen slawischer Hirtenvölker, das sind die einzelnen Szenen im Trauerspiel vom Untergang der alten Gärten Griechenlands. Die Wälder fielen. Man tüfette in Wdanz über die dogmatische Bedeutung des Buchstaben i, duldet aber gelassen, daß sich Günstlinge der Jazaren der Wälder bemächtigten. Man fürchtete die Strafe Gottes, wenn man um eine Linie von der Rechtgläubigkeit abwich, aber man vergaß, daß die Strafen des Unverstandes nicht weniger hart sind. Und man wüßte unverständlich im Orient, der einen bauarfeindlichen Himmel hat. Griechenland verödete buchstäblich. Wo die Garten- und Rosenstädte Kleinasiens ihren Glanz verbreiteten, ist heute steinige Halbwüste. Nirgends gibt es jetzt so kahle und unfruchtbare Felsen, wie am türkisch-griechischen Küstenfaun. Seine Berge liegen da, wie ein bleicher Leichnam erstorbener Natur, und ihr traurig weißes Leuchten zwischen heiter blauem Meer und traurigem Himmel sagt dem Menschen:

Berechne den Wald und schone ihn, denn er ist der Bürge deines Lebens!

Kleines feuilleton.

Die drohende Vernichtung der Niagara-Fälle läßt die Amerikaner nicht zur Ruhe kommen. Die Bevölkerung trennt sich dabei in zwei Parteien. Die Vertreter der Technik halten den Bestand sogenannter „Naturschönheiten“ für durchaus überflüssig, wenn durch ihre mit einer Ausnutzung verbundenen Zerstörung ein praktischer Vorteil gewonnen werden kann. Im anderen Heerlager ist man über diese Partei außer sich und wünscht der Menschheit derartige gewaltige Eindrücke der Naturkraft zu erhalten. Im besten Falle wird der Streit auf ein Kompromiß hinauskommen, denn die Partei der Naturfreunde hat schon einen so großen Verlust an der Beeinträchtigung der Niagara-Fälle durch die Technik erfahren, daß sie sich dabei bescheiden muß, noch einen Rest retten zu können. Ein amerikanischer Geologe, der sich besonders eingehend mit der Geschichte der Niagara-Fälle beschäftigt hat, Dr. Spencer, hat sein schwerwiegendes Urteil über Sein oder Nichtsein der Niagara-Fälle abgegeben. Der Wasserstand oberhalb der Fälle ist infolge der Anzapfung zugunsten der Elektrizität und anderer Werke schon sehr erheblich gefallen. Wieviel Wasser diese Anlagen verbrauchen, geht aus der eindrücklichen Tatsache hervor, daß im letzten Juni, als eine einzige Gesellschaft ihren Betrieb vorübergehend einstellte, das Wasser in dem großen Becken oberhalb der Fälle mehr als einen Zoll stieg. Die betreffenden Werke hatten allerdings einen Verbrauch von 300 Kubikmetern in der Sekunde! Nach der Ansicht von Dr. Spencer ist die Erhaltung der Fälle in einiger Großartigkeit jetzt nur noch eine Frage von „Jollen“. Wenn den Plänen weiterer Ausnutzung keine Schranken gesetzt werden, wird der berühmte Guseisenfall an seinem oberen Rand von rund 1000 Meter auf 500 Meter zusammenschrumpfen, sein Durchmesser von 400 Meter auf 250 Meter, und er wird dann überhaupt ausschließlich auf kanadisches Gebiet beschränkt sein. Die amerikanischen Fälle werden gleichfalls in ihrer südlichen Hälfte zum Austrocknen kommen und im übrigen nur noch schmale Wasserstreifen bilden.

Physiologisches.

Was der Mensch aushalten kann. Die Katastrophe von Messina hat wieder eine Reihe von Beispielen gegeben, die zeigen, welche außerordentliche Widerstandsfähigkeit der menschliche Körper unter den ungünstigsten Bedingungen entfaltete. Zehn Tage nach der Katastrophe glaubten die Ärzte versichern zu können, daß unter den Ruinen alles Leben erloschen sei; die Tatsachen haben diese Annahme berichtigt: noch zwölf, vierzehn, ja achtzehn Tage nach der Katastrophe konnten aus den Trümmern unglückliche gerettet werden, die noch am Leben waren. Man erlebte eine Wiederholung

ber Ereignisse bei dem Erdbeben von 1783, wo nach achtzehn und elf Tagen noch Lebende aus den Trümmern Messina geborgen wurden. Die jüngsten Ereignisse im Erdbebengebiete geben einem wissenschaftlichen Mitarbeiter des „Journal des Débats“ den Anlaß zu einer Untersuchung der Widerstandsfähigkeit des Menschen. Bei den meisten der spät Geretteten von Messina haben die Verschütteten in ihren unterirdischen Gefängnissen immerhin kümmerliche Nahrungsmittel ausfindig machen können; es fehlt aber auch nicht an Fällen, wo die lebendig Begrabenen wehrlos dem Hunger und Durste preisgegeben waren und doch wochenlang am Leben blieben. Am 12. Januar wurden drei Opfer des Erdbebens aus den Trümmern gezogen, die dreizehn Tage lang ohne die geringste Nahrungsaufnahme gelebt hatten. Aber selbst diese erstaunliche Widerstandskraft bezeichnet keineswegs die äußerste Grenze menschlicher Ausdauer. Der Matrose Bönigne Bouret, der 1821 den Schiffsbruch des „Neptun“ überlebte, lebte neun Tage ohne Nahrung und ohne etwas anderes zu sich zu nehmen, als ein kleines Glas Brantwein mit Meerwasser vermengt. Dabei hatte er gegen die Kälte und die Feuchtigkeit zu kämpfen und mußte seine Kräfte aktiv ausstrengen, um nicht von den Wogen fortgeschleudert zu werden. Die Ueberlebenden von Courrières, die zwanzig und mehr Tage im Erdinneren verbrachten, verfügten immerhin über einige, wenn auch kärgliche Nahrungsmittel. Dagegen hat der französische Arzt Dr. Lépine einen Fall beobachtet, wo ein junges Mädchen, das an einer Verengung der Speiseröhre litt, sechzehn Tage lebte, ohne das geringste zu essen oder zu trinken. Sie war dabei noch krank, aber gerade die Krankheit scheint in solchen Fällen die Widerstandskraft zu vermehren, da der geschwächte Körper weniger Kraft abgibt und infolgedessen auch geringere Nahrungszufuhr verlangt.

Außerordentlich interessant ist der Fall Antonie Biterbis, eines Beamten, der während der Revolution vom Gerichte in Bastia zum Tode verurteilt wurde und der, um der öffentlichen Hinrichtung zu entgehen, sich entschloß, freiwillig Hungers zu sterben. Er führte genaue Aufzeichnungen über die Wirkungen des Hungers und Durstes; dabei fällt auf, daß die Hungergefühle nur in der ersten Zeit und auch nur dann sporadisch auftraten, während ein fürchterliches Durstgefühl ihn bis zum Tode begleitete. Noch am siebenten Tage spricht er nur vom Durste, bemerkt aber ausdrücklich, daß er keinen Hunger verspüre und bezeichnet sein Allgemeinbefinden, vom Durste abgesehen, als gut. Am Nachmittage überkommt ihn die letzte Anwandlung von Hunger; nachdem sie überwunden ist, bleibt nur der Durst zurück. Er stirbt am 17. Tage. Ähnlich verläuft der freiwillige Hungertod eines deutschen Kaufmannes, der in seinen genauen Aufzeichnungen auch nur vom Durste spricht. Er trinkt am fünften Tage etwas Wasser; am achten aber vermag er auch das Wasser nicht mehr zu genießen, es verursacht ihm Uebelkeit; er lebt noch zehn Tage, insgesamt also achtzehn, ohne die geringste Nahrungsaufnahme. Die Physiologie bezeichnet eine Reihe von Fällen, in denen die Ausdauer noch größere Leistungen vollbringt. In Messina wurden (1783) noch nach 22 und 23 Tagen Lebende aus den Trümmern gezogen, und 1684 wurden vier Grubenarbeiter in Gorfel in Belgien nach 24 Tagen noch lebend aus der Grube gerettet, ohne daß sie Nahrungsmittel besessen hätten. Die „Philosophical transactions“ berichten von einem Fall, bei dem ein Mann ebenfalls 24 Tage lang ohne Nahrung in einer Höhle verbrachte, ehe Hilfe kam. Dabei wird auch das Beispiel erwähnt, bei dem eine Person 82 Tage lang im Schnee verbrachte, wobei allerdings anzunehmen ist, daß eine Art Schlaf und Erstarrung die Fortdauer des Lebens begünstigt hat. Die Medizin kennt Fälle, in denen hysterische Person sehr lange fasten können; Debove hat einen Suggestionversuch mit einer hysterischen vorgenommen, bei dem die Patientin vierzehn Tage lang nichts aß, wobei nur eine sehr geringe Gewichtsabgabe beobachtet wurde. Hierher gehören auch die Leistungen der sogenannten Hungerkünstler, die in den meisten Fällen jedoch sich das Recht auf Wasser vorbehalten. So hat Tanner 1880 vierzig, Succi 1890 vierundvierzig und Merlati 1886 fünfzig Tage gefastet. Aber das sind Fälle, die unter anderen moralischen Bedingungen sich ereignen als die unfreiwilligen Hungers, wo die Angst vor dem Tode und die Ungewißheit der Rettung an der Widerstandskraft zehren. Immerhin gibt die Erfahrung Beispiele, in denen der Mensch unter den fürchterlichsten Umständen eine Nahrungsenthaltung von zwanzig bis dreißig Tagen ertragen kann, ohne zu sterben.

Naturwissenschaftliches.

Das Koffein in Tee. Die anregende Wirkung des Tees auf den menschlichen Organismus ist bekanntlich größer als die von Kaffee oder gar Kakao, man schrieb deshalb dem Tee ein besonderes Gift zu, das Tein, das viel schädlicher sein sollte als das im Kaffee enthaltene Koffein. Diese Meinung hat sich als irrtümlich herausgestellt; es gibt kein besonderes Teegift. Was den hohen Wert sowohl des Tees wie des Kaffees und Kakaos als anregende Genußmittel bedingt, ist ein und derselbe Stoff, das Koffein, bei allen drei Pflanzen; nur enthält der Tee ungefähr dreimal soviel davon als Kaffee und dieser wiederum hat einen höheren Koffeingehalt als Kakao.

Es gibt nur sehr wenige Pflanzen, die Koffein in wahrnehmbaren Mengen enthalten; außer den drei genannten gehört dazu nur noch die Kolanuß, die von den Negern deshalb so gern gekaut

wird, und noch ein paar andere südamerikanische Pflanzen, deren Verbreitungsbezirk aber sehr begrenzt ist. Um so mehr muß man den großen Scharfsinn der Naturvölker in der Auffindung der koffeinhaltigen Pflanzen bewundern. Es gibt keine koffeinhaltige Pflanze, die nicht schon seit uralter Zeit von den Menschen als Genußmittel verwandt wurde.

Trotzdem das Koffein bereits längere Zeit den Chemikern bekannt ist, ist man sich über sein Vorkommen und seinen Zweck innerhalb des pflanzlichen Organismus noch nicht einig. Der Chemiker P. A. Du Pasquier veröffentlicht nun in der „Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft Zürich“ eine lange Reihe von Untersuchungen und Experimenten, deren Ergebnisse geeignet sind, ein neues Licht auf die strittigen Fragen bezüglich des Koffeins zu werfen, und auch weitere Kreise ihrer biologischen Bedeutung halber interessieren dürften. Beim Teestrauch findet sich das meiste Koffein in den jungen Blättern und den noch unentwickelten Knospen, die daher zu den besten Sorten Verwendung finden. Wahrscheinlich ist der Sitz des Stoffes in den mittleren Schichten des Blatgewebes, dem sogenannten Mesophyll und Palisadengewebe; in der Oberhaut, der Epidermis, war bis jetzt keine Spur davon nachweisbar. Japanische Chemiker halten das Koffein für eine plastische Substanz, die bei der Eiweißbildung Verwendung findet. Die genauen und trotz der Schwierigkeit der Materie aufs peinlichste durchgeführten Experimente Du Pasquiers machen es wahrscheinlich, daß wir in dem Koffein ein seltsames, in der Pflanzenwelt sonst kaum wahrgenommenes Abfallsprodukt haben, das sowohl hinsichtlich der Rolle, die es im pflanzlichen Organismus spielt, wie seiner chemischen Zusammensetzung nach eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der Harnsäure im tierischen Körper hat. Das wäre eine neuerliche Bestätigung der Ansicht, daß zwischen dem Stoffwechsel der Pflanzen und Tiere kein durchgreifender Unterschied besteht.

Außer dem alkalischen Koffein befinden sich im Teeblatt noch zwei andere Bestandteile, auf die das Publikum mehr acht hat als auf den Stoff, auf dem eigentlich die Wirkung des Tees beruht: ein Gerbstoff, der den Geschmack, und ein ätherisches Öl, das das eigentümliche Teearoma verursacht. Bei der Qualität spielen nur die beiden letzteren Stoffe eine Rolle; das ist ein großer Mangel und gerade so, als ob man Alkohol nur mit der Zunge untersuchte; jedenfalls sollte stets beim Teeaufbereitung berücksichtigt werden, daß billiger Tee nicht geringer zu sein braucht als teurer, soweit es den Koffeingehalt betrifft. Teeblätter sind in frischem Zustande nicht verwendbar, sie müssen erst eine Reihe von Operationen durchmachen. Durch Gärung wird der Gerbstoff teilweise entfernt, der durch seinen bitteren Geschmack unangenehm wirken könnte, wodurch zugleich auch noch ein gut Teil Koffein frei wird. Durch Welken und Trocknen wird den Blättern der Wassergehalt entzogen und das aromatische, leicht sich verflüchtigende Öl in Freiheit gesetzt.

Der Anbau des Tees breitet sich immer weiter aus. Dem Stammland China sind in den letzten Jahrzehnten bedeutende Konkurrenten in Ostindien, Ceylon und dem Kongostaat erwachsen; auch in Mittelamerika und am Kaukasus denkt man bereits an Teeplantagen. Selbst in Europa haben wir eine Gegend, die sich dafür eignen würde, das Land um die oberitalienischen Seen und die Riviera; doch dürfte eine Teekultur da selbst unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen kaum rentabel sein.

Physikalisches.

Eine leuchtende Luftschicht. Der Himmel zeigt zuweilen eigentümliche Lichterscheinungen, die durch die gewöhnliche Wirkung der Sonnenstrahlen nicht erklärt werden können. Eine große Verwirrung hat unter diesen die sogenannte „falsche Dämmerung“ erlangt, die mehrfach nach starken Vulkanausbrüchen beobachtet wurde und auf die Anwesenheit von vulkanischem Staub in höheren Schichten des Luftmeeres erklärt zu werden pflegt. Ein nach Zeit und Art wesentlich anderes Phänomen ist der blaue oder grüne Strahl, der in manchen Gegenden sowohl im Gebirge wie in Wäldern kurz vor dem Aufgang oder nach dem Untergang der Sonne gesehen wird. Diese Erscheinungen zusammen mit dem allbekanntesten Alpenglühn will der Physiker Greville in einer der Pariser Akademie der Wissenschaften eingereichten Arbeit sämtlich durch eine und dieselbe Tatsache erklären, nämlich durch das Vorhandensein der sogenannten Umkehrschicht in der Atmosphäre. Seit längerer Zeit ist durch die Auflassung kleiner Pilotballons mit Instrumenten zur Messung von Temperatur und Luftdruck nachgewiesen worden, daß zwar bis zu einer Höhe von 12000 Metern die Temperatur dauernd abnimmt, dann aber wieder steigt. Die Luftschicht, die ein so unerwartetes Verhalten zeigt, hat nach den bisherigen Forschungen eine Dicke von ungefähr 1 1/2 Kilometern. Diese Schicht wäre nun nach der Annahme von Greville leuchtend und müßte demnach in dem vom Erdschatten gebildeten Regel einen leuchtenden Regelftumpfen bilden. Professor Deslandres, ein Astronom von Beltruf, sucht die Ursache aller jener Erscheinungen in der Wirkung der unsichtbaren ultravioletten Strahlen der Sonne, die durch die Luftschicht stärker gebrochen werden, als die sichtbaren Lichtstrahlen, und ihrerseits eine Phosphoreszenz der Luftteilchen in den oberen Schichten der Atmosphäre hervorrufen. Vielleicht liegen sich diese beiden Annahmen mit einander vereinigen.